

DREISKIZZEN

von Ewald Kontschieder

Sevilla/Santa Cruz

Viermal ist er bereits über den kleinen Platz mit seinen weißgetünchten Häusern gegangen, beim zweiten Mal ist die Gitarre ausgepackt, und er hält die zusammengelegte Lederhülle unter dem Arm. Sucht er nach dem rechten Publikum? Was läßt ihn endlich innehalten? Die anderen Gitarristen vor ihm hatten dagegen die Zielstrebigkeit der fliegenden Händler, die ihre Ware möglichst vielen feilbieten möchten.

Während sie mit weit ausladendem Schritt durch die engen Gassen von Santa Cruz eilen, stimmen sich manche schon ein. Vor sich hersingend, nähern sie sich dem spontan gewählten Bestimmungsort im ehemaligen Judenviertel. Mit ihren halb kaputten, zerkratzten Gitarren, die zu ihren dünnen, manchmal auch rauhen Stimmen passen, singen sie am frühen Abend ihre ersten Ständchen. Da das noch spärliche Publikum es nicht tut, applaudieren sie sich selbst. „Muchías gracias“, rufen sie, „muchias gracias“. Tausendmal geübt, zieht der guitarrista dann ein Peseta-Stück aus der Hosentasche, dreht die Gitarre mit einem Ruck um und legt die Münze darauf. Damit geht er von Tisch zu Tisch der kleinen Restaurants und hält den Zwangsbeglückten das zerkratzte Holz des Instrumentes wie ein Servierplateau unter die Nase.

An unserem Platz sitzen auch einige Pärchen unter

den Orangenbäumen auf bunt gekachelten Bänken. Ab und zu fällt eine der überreifen Orangen auf den gepflasterten Boden ... oder, wie eben jetzt, mir auf den Kopf. Die Pà'rchen werden ebenfalls vom Gitarristen zur Spende aufgefordert, Dasselbe Ritual wiederholt sich auf allen umliegenden Plätzen von Santa Cruz, der Placa de la Alianza, der Placa de los Venerables, den vielen Calles, Gäßchen und wo immer eben potentielle Kunden am Eßtisch sitzen und nicht so einfach wegkommen.

Im Gegensatz zu diesen guitarristas aus dem einfachen Volk ist unser Musiker auf der Placa Dona Elvira ein besonderer. Etwas älter als die anderen, zweifelnden Gemüts, ist er mit seinen Hosen, dem Hemd und der Weste in grauweißem und schwarzem Muster schon stilvoll gekleidet. Gleichwohl unterscheidet er sich auch in seiner Musik. Während die übrigen guitarristas eher den zahllosen sevillanischen Katzen ähneln, deren sich gleich mehrere unter unserem Tisch tummeln und die um den einen oder anderen Bissen mit forderndem Blick betteln, hat unser Musiker ein ganz anderes Auftreten. Nicht Flamenco-Abklatsch mit einfachen Modulationen von A auf E in der typischen phrygischen Tonfolge ächzen aus dem malträtierten Instrument. Er will kein drittrangiger Tocaor sein, wie die Flamencogitarristen hier genannt werden, kein touristischer Cantaor, der den Cante Jondo kopiert, aber nicht bis ins Tiefste der Seele fühlt. Vielleicht stammt er selbst aus Triana, dem Gitano-Viertel der Stadt auf der anderen Seite des Guadalquivir. Dort soll eine der Geburtsstà'tten des echten Flamenco liegen. Also keiner, der von den touristisch aufgewärmten Klischees der südspanischen Folklore leben will. Nein, das scheint ein spanischer Liedermacher mit Leib und Seele zu sein. Gezupfte, klagende Balladen erzählen von der Peña, dem Leid des Lebens. „Questo mundo es un mundo sin amor“, klingt es vorsichtig bis zu den Tischen der Restaurantgäste, die teilnahmslos - oder soll man sagen den Gesang illustrierend - an ihren Gerichten herumkauen. Nichts von dem den Platz ausfüllenden kehligen, groben Gesang seines

Vorgängers, der dann rundum abkassieren kann. Dieses Lied ist intim, wie eine Preisgabe der verletzligen Seele des Sängers, wird nur für ein paar Tische gesungen, und nicht einmal das. Auch applaudiert sich unser Straßenmusiker nicht selbst, ruft „gracias, gracias“. Er stimmt das nächste Lied an, während in der Zwischenzeit der fünfte Schuhputzer versucht hat, meine Sandalen zu polieren. Unser Gitarrist hat es auch nicht eilig mit dem Geld einsammeln. Lieber spricht er ein paar Worte mit unserem Kellner, der am Eingang des Restaurants sein Revier bewacht. Lange sieht es danach aus, als ob er überhaupt kein Geld für seinen Vortrag möchte. Schließlich nähert er sich doch behutsam jedem der sechs besetzten Tische und verabschiedet sich mit einem stillen, höflichen „gracias“ Richtung Giralda.

Bovec

Nicht Renè, sondern Irinej sei sei Name, sagt unser Bootsführer etwas entnervt. Frieden heiÙe das. Und überhaupt, warum wir deutsch sprächen, wenn wir doch aus Italien waren, meint er in seinem etwas gebrochenen Italienisch. Der etwa 25-Jährige mit seinem kantigen Gesicht sieht mich nur kurz an und beschäftigt sich dann mit dem langen Steuerruder, das er hinten am Schlauchboot befestigt. Einige routinierte Handgriffe, und es sitzt. Etwas gelangweilt nimmt er neben dem Ruder Platz und mustert seine sechs Passagiere. Immerhin vier Frauen und nur zwei Männer, wird er sich wohl denken. Deutsch, das kann er wenig, scheint mir, auch wenn er hier im ehemals österreichischen Flitscher Becken arbeitet, nicht weit von der italienischen und österreichischen Grenze.

Ihm fällt wieder ein, daß er am heutigen Vormittag eines der neuen Schlauchboote aufgeschlitzt hat. Mit den Ungarn klappte es einfach nicht, sie haben ihn nicht verstanden, als er sie um den Felszacken mitten im Bach herumleiten wollte. Voll aufgesessen sind sie und beinahe gekentert, weil die magyrischen Touristen gegengesteuert hatten und er trotz seines großen

Steuerruders dem Stein nicht mehr ausweichen konnte. Ein Anschluß vom Chef der Raftingschule war die Folge.

Irinej erläutert den Gebrauch des Paddels. Seine Stimme klingt etwas gelangweilt, doch das scheint seine Art zu sein. Es sind nur wenige Manöver und Verhaltensregeln, die wir uns merken müssen. Und der slowenische Gebirgsbach sieht hier an der Einstiegsstelle bei Zaga nicht danach aus, als ob wir überhaupt etwas davon brauchen würden. Die Soca zieht nämlich in einer langen breiten Linkskurve gemächlich talwärts.

Plötzlich wird das Tal enger, die Strömung schneller. Große Blöcke tauchen im Bachbett auf, das jetzt nur mehr etwa zwanzig Meter breit ist. Wir paddeln hastiger. Über die Hälfte des Bettes ist durch zwei Meter hohe Steine versperrt, die Ufer von tiefgrünen Bäumen und weit ausladenden Sträuchern eingeengt. Es sieht ganz danach aus, als ob wir uns jetzt anstrengen müßten, wollten wir nicht vom türkisgrünen Wasser auf einen der Blöcke hinaufgeschmettert werden und den Rest der Strecke schwimmend in der bitterkalten Soca verbringen. Die Kommandos von hinten kommen jetzt in kürzeren Abständen. Unser Blick ist auf die nächste Passage konzentriert.

Ich haue mein Paddel in das Wasser und sene, daß Joachim auf der rechten Seite einen anderen Rhythmus rudert. Ich versuche mich mit ihm zu synchronisieren. Als wir uns bedenklich einem großen Felsen nähern, beginnt mein Nachbar überraschend rückwärts zu paddeln. Schon ertönt von hinten verärgert die Stimme von Irinej, wir sollten gefälligst auf sein Kommando hören und vorwärts paddeln.

Hinter einem wuchtigen Felsblock springt unser Boot über eine Geländestufe hinunter, drückt sich in eine große Welle. Wasser spritzt uns ins Gesicht, aber nicht einmal unsere vier Frauen lassen sich davon groß beeindrucken. Ich schiebe meine Füße tiefer in die Schlaufen, während Irinej uns in einem ruhigen Abschnitt den schwierigsten Streckenteil kurz erläutert.

Jetzt heißt es, aufmerksam zu bleiben. Immerhin zieht der Bootsführer zum ersten Mal seinen Helm auf, das beeindruckt. Beim Ausstieg sollten wir erfahren, daß erst vergangene Woche auf diesem Streckenteil ein Kanufahrer verunglückt war. Ein Seil, das ihn mit seinem Kajak verband, hatte sich verfangen und ihn in die Tiefe gezogen. Irinejs Bruder hat ihn rausgezogen und wiederzubeleben versucht. Lebensspiele?

Die Kommandos werden lauter. Gischt spritzt mir ins Gesicht. Ich drücke den Helm fester auf den Kopf. Es ist verdammt kalt für den Oktober, die Anzüge sind nicht wasserdicht. Unser Trupp kämpft so gut er kann gegen die Fluten an. „Vorwärts, vorwärts!“ Die Müdigkeit kriecht meine Knochen hoch. Ich beiße die Zähne zusammen. Durch die feuchten Nebelschwaden sehen wir kaum mehr als einige Meter weit. Allmählich wird es etwas heller. Ich sehe, daß sich der grüne Bach langsam verfärbt. Zuerst ein dünnes, dann breiter werdendes Rinnsal nähert sich uns, mischt sich in Strudeln und Walzen mit dem Wasser. Das Wasser scheint gelb zu werden. Ich greife ins Wasser und schöpfe eine handvoll heraus, um Gewißheit zu haben. Schon wieder. Rote Farbe. Blut. Das Grauen packt mich. Das Wasser beginnt zu Eis zu gefrieren. Ein langsamer zermalmender Strudel aus Eis droht mich zu verschlingen. Ein Körper mit dem Kopf nach unten treibt langsam heran, wird hinter einen Steinblock ins Kehrwasser gezogen, dreht sich etwas, stößt an den Stein und wird langsam, ganz langsam wieder von der Strömung erfaßt. Es ist Irinej, der bosniake. Sein Trupp wollte weiter oben den Isonzo überqueren. Ich blicke nordwärts. Dort oben hatten wir uns erst vor einem halben Tag in unserem Unterstand die Hand zum Abschied gegeben. Der Gipfel des Rombon über Bovec leuchtet im fahlen Licht.

„Mein Gott, mein Gott!“ - das erste Mal schreit unser Führer. Unser Boot hat sich in einer verblockten Engstelle überraschend gedreht und wird von der Strömung rücklings auf einen großen Felsblock hinaufgedrückt. Die Wucht des Aufpralls hat mich nach

innen geworfen, während Joachim mit seinem Oberkörper bedrohlich nahe draußen über den Fluten pendelt. Nur die Fußschlaufen verhindern, daß er in das wild brodelnde Wasser fällt. Schließlich kann er sich hereinziehen. Bedenklich schiebt sich das Boot den Felsen nach oben. Wir drohen herauszufallen und Oberwasser zu bekommen. Energisch befiehlt uns Irinej, vorwärts zu paddeln. Wir können uns nach einigen banger Sekunden aus der heiklen Lage befreien und werden von den Fluten in ruhigeres Wasser hinausgeworfen. Irinej muß jetzt zusehen, daß er seine Gäste heil nach unten bringt, und Spaß sollen sie nach einem solch gefährlichen Manöver auch noch haben. Es geht hinein in den s-förmigen Bachverlauf. Bisher waren höchstens zwei Kurven hintereinander zu meistern. Jetzt werden es mehr. Trotz unserer fehlenden Erfahrung manövrierten wir das Boot durch Engstellen, in die das Boot gerade hineinpaßt.

Menschenmühle wird dieser Bach genannt, die Soca, den die Italiener Isonzo nennen. Bevor wir uns ins Wasser wagten, war sie noch grün. Ungarn haben den Bach überquert, jetzt auch die Bosniaken, Tiroler, Kärntner und Deutschen, den roten Bach. Immer wird er rot sein, rot, rot, rot und dunkel. Das Wasser wird es nie mehr schaffen, sich zu reinigen. Zerfetzte junge Leiber hängen zwischen den Erlen am Ufer, liegen im Wasser, verstopfen die Schlucht.

Nie mehr zurück müssen zu unserem Lagerplatz an der Flitscher Klause, die Eisenleitern hinunterklettern müssen, in schwindelerregenden, nassen Schlaflöchern liegen, nie mehr ausgesetzte Wege am Rombon entlang von senkrechten Wänden laufen und durch die vegetationslosen Granatentrichter in den Wäldern kriechen müssen. Der Wald riecht nach verbranntem Holz und Gas und Tod. Der Bach ist rot.

Der Ausstieg Trnovo liegt vor uns. Dahinter beginnt die Strecke mit den vielen Marterln an den Ufern und Felsen. Der Abschnitt gilt als extrem schwierig. Die Marterln erinnern an jene, für die er zu

schwierig war. Hier überquert eine schmale Brücke hoch oben den Bach. Sie zeigt für die einen das Ende, für die anderen den Beginn des Kampfes. Gestern wie heute. Kaum wage ich darüberzugehen.

Brücken des Friedens, Flüsse des Krieges. Ein Stück im Süden beginnen die Brücken über die Save. Und jene über die Neretva in Mostar. Dort ist das Wasser tiefgrün. Der erste, der in Mostar erschlagen wurde, war ein Kroat. Er hieß Irinej.

Huelgoat

Dann beginnen sie zu tanzen. Mit weichen Schritten bewegen sie sich nach vorne und wieder zurück, zu einer unhörbaren Musik. Die Oberkörper bleiben ruhig, wippen nur mit dem Schritt leicht mit. Die Unterarme etwas angewinkelt, hält sich die Gruppe fest an den Händen, gleicht einer großen verschworenen Familie. Die bunt bestickten Trachten glitzern in der Vormittagssonne. Das ganze wirkt wie ein ernstes Ritual. Vielleicht wegen der schwarz-weißen Kostüme? Oder ist es der konzentrierte Blick der fast durchwegs kindlichen Tänzerinnen? Neun Mädchen, drei Jungen, ein älterer Mann. -

Einige Menschen sind vor dem Hotel L'Armorique stehen geblieben und schauen zu. Wiederholt wird das Schauspiel den Blicken der Neugierigen entzogen, da Autos auf den Hauptplatz einbiegen und die Tänzerinnen und Tänzer zur Seite schieben. Ein fast unwirkliches Geschehen: unbeirrt und gelassen folgt die Gruppe ihrem Bewegungsmuster, tanzt aber gleichzeitig ein ungleiches Ballett mit den sich vorbeischlängelnden Autos.

Neun Mädchen, drei Jungen, ein älterer Mann. Die Gesichter sind ein Spiegel der Geschichte dieses Landes, insbesondere jene der Mädchen. Da gibt es den dunkleren, mediterranen Typ genauso wie den keltischen mit den roten Wangen oder den großen

Sommersprossen. Die Gesichter sind entspannt. Vielleicht fünf Jahre ist der kleinste alt, aber auch er erledigt seine Aufgabe mit Würde. Da macht es nichts, wenn er den Tanz noch nicht so gut beherrscht. Neun Mädchen, drei Jungen, ein älterer Mann. Menschen von Huelgoat.

Der Straßentanz war eine Einladung zum abendlichen Fest-noz, bei dem ich einen halben Tag später mit meiner Begleiterin sitze. Keine schwarzen breitkrempigen Hüte und weißen Häubchen mehr wie am Vormittag. Keine Blumenmotive und Rüschen. Beim Dorffest bestimmen einfache Kleider oder abgetragene Anzüge das Bild.

Unverändert würdevoll aber ist der Tanz. Im schmucklosen und von hohen Mauern umgebenen Hof der Ecole Pouly haben sich die Bewohner von Huelgoat eingefunden. Gelassen ist die Atmosphäre. Hier beim Kir und den Tripes à l'ancienne, dem Weißwein mit Schwarzbeerlikör und den Eingeweiden mit Kartoffeln. Die Menschen trinken und lachen geme, hier, nahe dem Silberbach, nahe dem wunderlichen Wald voller Steineichen, Rotbuchen und Legenden, in den ich mich jetzt hinuntersteigen sene, in eine fantastische Welt im Halbdunkel, hindurch zwischen den abgerundeten Felsblöcken, vorbei an Orten mit fremden Namen und fremden Geschichten. Ich verstecke mich vor dem Menschenfresser Gargantua, der hier inmitten des moosbewachsenen Granites und des Farbenspieles der Laubbäume lebt, eile vorbei an den Spielplätzen der Kobolde, Trolle und Riesen. Beim Teufelsloch beginnt der Pfad zur Hölle. Doch mein Weg führt mich sicher entlang an allen Schlünden und Klüften, in denen sich das Wasser verliert. Ich steige durch ein kleines Tal. Flechtenbewachsen sind Bäume und Rundlingsblöcke, Feuchtigkeit glänzt im Farn und den Sträuchern. Kleine Flattertiere und Fabelwesen schwirren durch die Luft, die Fee Dahud begleitet sie. Der Wald lichtet sich. Sanft trägt mich der Klang der keltischen Harfe weiter. Ich trete in die Welt von König Artus. Hier, im Herzen von Argoat.

Der Ruf. Die vier alten Männer mit dem Dudelsack, hier Biniou genannt, der Knopforgel, der Bombarde und dem elektronischen Keyboard haben jetzt auf der Bühne zwei Frauen Platz gemacht. Auf dem kleinen Programmzettel des Fest-noz waren zwei namenlose Sàngerinnen der Gegend angekündigt worden. Die eine in den Vierzigern, die andere gegen sechzig. Die eine mit türkisfarbenem Ohrschmuck, die andere mit einem verbundenen Fuß. Beide haben eine Hand in der Hüfte abgestützt, mit der anderen halten sie ein Mikrofon. Sie singen ohne instrumentale Begleitung, brauchen keine Noten, keinen Text. Manchmal improvisieren sie. Die jüngere stampft den Rhythmus mit dem Fuß. Der Gesang hat auffordernden Charakter. Abwechselnd nehmen die beiden Sàngerinnen die Melodie auf und treffen sich unisono an festgelegten Stellen. Kein Volksmusikabklatsch, sondern lebendiger Austausch. Ruf und Antwort.

Die Antwort. Fast der ganze Festplatz ist jetzt auf den Beinen. Nur ein paar alte Bauern sitzen noch bei ihrem Cidre am Tisch, erzàhlen von früheren Tagen. Auch die handvoll Touristen, die sich hierher verirrt hat, hà'ngt sich ein in die l ànger werdende Menschenkette. Und wieder dieser Tanz. Einfache Melodien, ein paar Schrittkombinationen, aber immer im Reigen oder als Kette. Wer die Schritte nicht kann, geht den Rhythmus einfach mit. Vergnügte Kinder und Gesichter. Die Hà'nde fest verschr ànkt. Eingeh àngt oder Hand in Hand verwachsen die Menschen zu einer großen Einheit. Nur einmal l òsen sich die Menschen zum Paartanz. Der Tanz im kollektiven Bewußtsein, jeder, der da ist, geh òrt dazu, wird eingebunden in die Gemeinschaft. Draußen lauert der dunkle Wald, der Menschenfresser Gargantua und die Trolle. Wehe, wer sich darin allein des Nachts verirrt, auf dem Weg zur H òlle an 90 Serviererinnen vorbei muß. Geschichten, von denen die beiden S àngerinnen berichten. Manchmal in bretonischer Sprache. Hier, im Herzen von Argoat, hier, Hand in Hand mit meiner Begleiterin, Hand in Hand mit einem Volk voller Heiterkeit.